

seine Darstellung von Überschwenglichkeiten freihielt, die in literarhistorischen Büchern sich so leicht einzuschleichen pflegen. Die innere Gediegenheit galt dem Verfasser mehr als die sensationelle Wache; sachliche Belehrung stellte er zeit-
lebens höher als die faszinierende Geistreichelei.

Mois Stodmann S. J.

1. Im Kampf mit der Schande. Gesammelte Aufsätze aus dunkler Zeit. Von Erich Schlaitjer. 8° (295 S.) Berlin 1920, Verlag der Täglichen Rundschau. Geb. M 25.—
2. Die Welt der Gestorbenen. Von Erich Schlaitjer. Ein Beitrag zu okkulten Problemen. 8° (140 S.) Geb. M 15.—
3. Vom Geist der Erde. Ein Zeitbrevier von Ernst Heilborn. 8° (248 S.) Berlin 1921, Egon Fleischel & Co. M 18.—
4. Lorelyn. Roman von Adele Gerhard. 8° (146 S.) Leipzig 1920, F. W. Grunow. M 12.—; geb. M 18.—

Die vier Bücher arbeiten mit den Mitteln künstlerischer Darstellung und wollen zur Genesung unserer kranken Kultur beitragen. Deshalb haben sie sich zusammengefunden.

1. Erich Schlaitjers „Kampf mit der Schande“ enthält Aufsätze, die 1917—1920 in der „Täglichen Rundschau“ erschienen sind. Das Buch hat also den Wert eines journalistischen Zeitdokuments. Schlaitjer ist Tages-
schriftsteller, der sich auch als Dichter betätigt; unter seiner Hand ist die Auf-
sammlung zu einem Ganzen von dramatischer Spannung geworden.

Gewidmet ist das Buch Hans, dem Sohne des Verfassers; mit noch nicht 19 Jahren fand das „feldgraue Gymnasialjüngchen“ als kriegsfreiwilliger Flieger den Tod. Die Widmung klingt in hoffnungsvollen Tönen aus. „Die Spiel-
leute deiner Ehrenkompanie sollen noch einmal spielen. Einen munteren Marsch.
Trommel und Pfeifen den Weg entlang!“ Das ist das Vorspiel.

Was hoffte der patriotische Journalist nicht vom Jungbrunnen des Krieges! Von der Not des Krieges erwartete er eine Wiedergeburt des deutschen Volkes. Nur der Schmerz konnte noch Läuterung bringen. Der maßlose Überschwang, der hohnlachend alle Güter der Seele an die sinnliche Lust verriet, ließ sich nur mehr durch das Leid händigen. Wer die ewige Heimat über der Welt vergessen hat, muß harte Straßen wandern, damit er sich wieder heim sehen lerne. . . .

Aber diese Klänge verhallen bald in dem immer heißer entbrennenden Kampfe mit der Schande. Nicht sittliche Erneuerung zeigt sich im Gefolge des Krieges und seiner namenlosen Dual, sondern Schmach um Schmach: Verhöhnung vater-
ländischer Gesinnung, sexuelle Schande, Ausländerei der Bühne, Rinoschande, Mammonismus und Kommunismus. Schlaitjers Kampf mit dieser vielgestaltigen Schande hat stark antisemitischen Einschlag; im jüdischen Kapitalismus sieht er im Grunde das Übel aller Übel. Diese Tendenz kann ausbringlich wirken, zu-

mal sie sich oft mit persönlich verletzender Schärfe ausspricht. Dem steht auf der andern Seite eine Überschätzung des Germanisch-Preussischen gegenüber. Schläitjer spricht bewundernd von der Entwicklung, die der Militarismus bei uns genommen hat, die ohne Preußen gar nicht denkbar gewesen wäre. „Es war preussischer Geist, den Militarismus ernster zu nehmen als alle Dinge zwischen Himmel und Erde“ (46). Aber nationalistische und antisemitische Übertreibungen verschwinden unter den Worten flammender Entrüstung gegen Schmutz und Gemeinheit. Dem großen Teil der Zeitungen, Zeitschriften, Wählblätter, Schauspielhäuser, Operettenbühnen und Varietés wirft er Dienst der erotischen Verschmutzung vor. Ewige Darstellung des Ehebruchs, Kult des Dirnentums und der Perversität sind Kennzeichen der modernen Literatur. Dazu kommt im Kino noch die Verherrlichung des Gentleman-Verbrechens.

Ja, die untergeklärten Stunden der Reinigung, die der Ausbruch des Krieges brachte, sind dahin: eine Woge von Schmutz geht durch Deutschlands öffentliches Leben. Aber mag da kommen, was kommen will, zum Schluß blickt doch wieder unterwürfliger deutscher Zukunftsglaube auf. Trotz allem mag das Kriegsgeld die endliche Genesung eingeleitet haben. Was als schleichendes Siechtum am deutschen Volkskörper zehrte, ist durch die Krise zu akuter Krankheit geworden, zum Versuch des Organismus, eingedrungene Gifstoffe auszuscheiden. Häßliche Geschwüre sind entstanden; der Eiter bahnt sich mit grauenhaftem Gestank seinen Weg. . . . Man ist der Genesung näher, wenn die Krankheit ihre letzten Gewaltmittel anwendet. — „Aber auch dem Tode“, muß Schläitjer tieferntst hinzufügen (290).

Eine Episode im Kampf mit der Schande ist die Auseinandersetzung mit Alfred Kerrs fünf Bänden gesammelter Rezensionen. Haß gegen jeden Idealismus erscheint als Triebkraft dieser Schriftstellerei. „Es gibt schlechterdings nichts, was über Essen, Trinken und den Geschlechtsakt gesetzt werden könnte“ (76). Und die Form! Leere Phrasen, Grimassen und Verzerrungen, ein sinnloses Flimmern und Flirren, das einem schmerzende Augen und einen wüsten Kopf macht. — Nun ganz so schlimm ist's nicht; Kerr sagt oft in zwei, drei Zeilen, wozu architektonisches Deutsch fast ebensoviel Abschnitte brauchte. Aber ein Versallhypnotikum sind diese frivolen Rezensionen halt doch. Inhaltlich wie sprachlich ist Schläitjer Kerrs Antipode.

2. Die andere Schrift Schläitjers enthält eine Reihe von Plaudereien über Spiritismus und verwandte Dinge. Der Fliegertod des Sohnes, den der Verfasser in einem Traume vorausahnte, gibt die persönliche Note. Es ist fesselnd zu hören, wie ein geistvoller Mensch sich die Rätsel spiritistischer Vorgänge zu lösen sucht. Den Tatsachenberichten steht er nicht leichtgläubig, aber auch nicht eigensinnig skeptisch gegenüber. Die philosophischen Voraussetzungen sind freilich dürftig, ein dilettantisches Schwärmen für Kant und Schopenhauer. Als Erklärung der Vorgänge bei spiritistischen Sitzungen erscheint ein offultes Traumermögen. In Traumzuständen besonderer Art befreit sich die Seele von der Abhängigkeit vom Gehirn und damit von Raum und Zeit, um in rein geistiger Erkenntnis

mit neuen Seinsbezirken in Verbindung zu treten. — Im ganzen ein erfreuliches Bekenntnis zum persönlichen Unsterblichkeitsglauben, aber verunziert durch allerschwerendste philosophische Unzulänglichkeiten.

3. Ein Zeitbrevier nennt Ernst Heilborn sein Buch „Vom Geist der Erde“. Er will unserer schweren Zeit Deutung und Leistern geben. Das Erlebnis, das er beschreibt und zu vermitteln sucht, ist „die Empfindung vom Einssein aller Kreatur, die Erde hat wieder die alte Gewalt über den Menschen zurückgewonnen, und in diesem Bewußtsein ist der Trost des Geborgenseins, ist auch neuer, jugendlicher Anreiz, der aufruft zur Tat. Und die also neu begriffene Erde kreist um Gott“.

Der Mensch soll sich wieder seiner Abhängigkeit vom Geist der Erde bewußt werden und daran genesen. Erde aber ist ihm nicht bloß unser Weltkörper mit seinen astronomischen, topographischen und klimatischen Eigentümlichkeiten, sondern alles, was außerhalb des menschlichen Planens und Erwägens gelegen auf unsere Kultur einwirkt. Mensch und Erde in diesem Sinne bilden eine Einheit; die Menschheit ist Organ der Erde.

Mit erstaunlichem Wissen werden Zusammenhänge und Gegensätze aufgezeigt, die zum Teil freilich verblüffende Konstruktion sind. Die Fruchtbarkeit der Erde entscheidet über die des Menschen. Die Erdoberfläche mit ihren Gebirgen, Ebenen, Meeren und Küsten, Winden und Wasserströmungen ist Menschen-schicksal. Das Ruhebedürfnis der Erde, die Notwendigkeit des Brachliegens macht sich in der Menschheitsgeschichte geltend. Der Mensch unterwirft sich die Tierwelt und wird dadurch der Erde noch dienstbarer. Erdgebunden zeigen sich die Kräfte, die die Menschheitsgeschichte vorantreiben: Bodenverwertung, Handel, Krieg und Imperialismus, sogar die Religion. Die verschiedenen Religionen tragen das Gepräge der Landschaften. Die Lebensgeschichte der Stifter ist ins Naturhafte verwoben; Berg und Wasser spielen eine bedeutende Rolle. In den Symbolen saugen alle Religionen Saft aus der Erde in sich hinauf. — In der Inspiration, dem Eingebungsdenken der schöpferischen Naturen, offenbart sich gleichfalls ein naturhafter Zug. Das Schaffen ist nicht „belehrt“ von willkürlicher bewußter Verstandes-tätigkeit. Aus den dunklen Tiefen des Unbewußten, aus Verwachsen-sein mit allem Organischen steigen die schöpferischen, fortbildenden Gedanken auf. Über den ruhevoll ins Ab-sichtslose eingebetteten Geist kommt die geistige Empfängnis. Und nur Eingebungsdenken ist frucht-kraftiger Same.

Zu den verblüffenden Zusammenstellungen gehört die der drei Reformatoren: Luther, Calvin und Loyola. Und zwar seien sie die Bannerträger der neuen Zeit der Arbeit. Der moderne Kapitalismus gehe in seiner geistigen Verfassung auf Calvin zurück, der Militarismus habe seinen geistigen Vater in Ignatius, Luther habe die sittenstrenge Auffassung beruflicher Arbeit geschaffen. Als erstes brachten aber Berufsarbeit, Kapitalismus und Militarismus neue Formen der Sklaverei. Die Menschen verknöcherten und verarmten in ihrer Berufsarbeit, der Kapitalismus brachte Hörigkeit und der Militarismus den Fluch des grausamsten aller Kriege. Das ist alles, aber Durchgangerscheinung. Das Ziel? Die neu

Zeit will dem Menschen aus der Arbeit eine neue Sittlichkeit erstehen lassen. Der deutsche Militarismus ist zerschlagen. Das Gebot der Stunde ist jetzt die ererbte und erworbene Schulung in eine Dienstpflicht der schöpferischen Arbeit überzuführen. Diese Dienstpflicht soll die dem Beruf Verschiedenen andere Beschäftigung kennen lehren, sie soll die Landbewohner in die Stadt, die Städter aufs Land führen; sie wird den geistigen Arbeiter zu körperlicher Leistung, den Handarbeiter in die Registraturen rufen. Dadurch werde der Fluch der Arbeitsteilung gehoben. Der Mensch erhalte die Möglichkeit, von Tätigkeit zu Tätigkeit überzugehen, er werde im Beruflichen naturhaft sein. Arbeit solle zum Gottesdienst werden und zu Menschendienst. „Arbeite deinem Nächsten, wie dir selbst!“ ist ein Gebot der neuen Zeit. „Auf diesem Weg voran und mitten unter uns der Eine. Wer will sich rühmen, daß er ihn kenne? Wir grüßen den Gärtner.“

So schließt dies Zeitbrevier. Wieder heißt die letzte Antwort auf das faustische Fragen und Streben: Arbeit, Arbeit im Geiste der Erde, im Dienste der Erde. Aber die Aussicht ins Jenseits ist nicht verrannt. Der Gärtner ist der Außerlandene, den Magdalena in der Gestalt eines Gärtners schaute. Die neubegriffene Erde kreist um Gott. „Und gerade wenn sie zu tiefst begriffen wird, schilt sie den Menschen Gast und Fremdling. Wo ist also Heimat, wenn nicht in Gott?“ (117.) Aber es ist keine herzhafteste Bestimmtheit in dem Bekenntnis zu Gott; das Zeitbrevier ist agnostisch angefränkt. Es weiß keine Antwort auf die Frage nach dem Ziel des Menschenlebens (186), es wagt sich nicht für die Freiheit des menschlichen Willens zu entscheiden (207).

Unklarheit und Schlimmeres findet sich in den sittlichen Aufstellungen. Als Maßstab aller sittlichen Forderungen wird die seelische Bereitschaft bezeichnet. Worin diese Bereitschaft besteht, wozu sie bereit macht, wird aber nicht gesagt. Wie kann diese „Bereitschaft“ Norm des Sittlichen sein, wenn sie von manchen durch sinnliche Ausschweifung nicht verloren, ja eigentlich erst gewonnen wird? (216.) Wieder einmal ist die Rede von Künstlernaturen, denen Ausschweifung zu notwendiger Anregung wird, wieder wird das für die Menschheit wertvolle Wert über das Menschentum des Künstlers gestellt. Heiligt denn hier der Zweck das unsittliche Mittel?

Es gilt nicht nur den Gärtner zu grüßen, sondern sich in seinen Dienst zu stellen. Dann wird die veredelte Arbeit im Geiste der Erde als von der Religion beseelte Kultur Weg zum Menschheitsziel.

4. Adele Gerhards Roman ist geschrieben von Juni 1917 bis Juli 1918. Die Schlußworte sprechen die erlösende Lebensweisheit aus, deren Verkörperung Lorelyn, der Künstler und Ideal mensch, sein soll. „Tiefe Runen, Worte der Freiheit und der Größe hat seine gewaltige Hand untillgbar eingeschrieben. Geseßestafeln für ein Geschlecht, das Erschütterungen nicht scheut, nur die Schwäche. Der einst so manches Mal im Mondenschein in den Rhein schwamm, um wieder Tier vom Blute der Natur zu werden, würde aller Erschütterungen nur befriedigt lachen“ (145). — Tier vom Blute der Natur, hierin

lehrt eine der Forderungen des Zeitbreviers wieder: Rückkehr der Kultur zum Naturhaften.

Tier vom Blute der Natur ist dieser Künstler-Professor mit dem großen, starken Leib, den weißen, vollen Händen, der mächtigen Haarmähne. Seine Sehnsuchtsvision in der Vennacht am Rhein ist „Leben, quellend wie die Natur, ohne die beschneidende, zerschneidende, eindämmende Schere des Dichters“. Sein Leben hatte sich nicht eindämmen lassen. Eine hatte um ihn ihr Magdthum gelassen, und die andere war die Frau eines andern. Als er scheidend von ihr sein Bild im Spiegel sieht, gelst es haßvoll in ihm: „Bist du das? Dieser Mann mit dem erschlagenen Blick?“ Er spie aus. „Gewesen alles!“ Die kunstvollen Gläser tanzten klirrend am Boden. Er zieht aus, um die Spur der Einen zu finden. . . . Zurückgekehrt nach jahrelangem Wandern, beladen mit den Seligkeiten von tausend lustvollen Tagen und Nächten, zerhaut er den Schaufelsessel, den alten Liebesstuhl. „Ein unnützes Brennholz für den Winter.“

In Klaus Reiner findet er den Jünger, der Gefäß sein will, das „den schweren Wein seiner Weisheit, den goldenen Schaum seiner Torheit auffängt und birgt“. Und diese herausföndende Weisheit ist das Gefühl, einer Zeugung, eines Stoffes mit der Natur zu sein, ist die Gesinnung, der Kraft mehr gilt als Ordnung. Nur nicht durch Ordnung die Kraft zerbrechen. Daher auch sein Entschluß, zu sterben, da er noch stark und gabenvoll ist. Er sucht den Tod im Rhein. Für Reiner hinterläßt er einen Brief: „Ich feire meine Hochzeit mit der Ewigkeit. Du bleibst mein Erbe.“

Es ist noch ein zweiter Teil angefügt, in dem Sohn und Tochter sich als Geschwister finden, der Liebling und Schüler die Tochter zur Braut gewinnt. In Kind und Schüler lebt Lorelyns Weisheit weiter.

Diese Weisheit besteht in der Rückkehr zum Naturhaften, in einem Verwachsen mit der Natur, das in der Tiefe pantheistisch ist, eben deshalb auch den Ernst sittlicher Verantwortung nicht kennt. „Seligkeiten und Schändlichkeiten zerbrechen in ihrer Last. Die Dinge werden naturhaft ohne drängende Verantwortung“ (18). Das kann aber nicht die Erlösung sein, daß wir aus dem feineren Gehäuse der entseelten Kultur in den Zauber des großen Pan hinausflüchten. Der große Pan ist tot. Natur ist nicht selbstherrliche Kraft, sondern trägt das gottgewollte Gesetz ihrer Ordnung in sich. Diese Ordnung beherrscht als blinder Trieb die Naturwesen bis zum Tier hinauf, im Menschen aber will sie vom rechtsleitenden, eindämmenden Geist durchgesetzt sein. Der Mensch kann nimmer Tier vom Blute der Natur werden, er ist entweder die Naturkraft meistender Geist oder die heimliche Ordnung der Natur verwüßender Unmensch.

Die Sprache des Romans ist gelind defakent. Der anspruchsvoll symbolische Charakter macht die Menschen und Begebenheiten traumhaft unwirklich, ohne daß der Gedankengehalt für den Mangel blutvollen Lebens entschädigte.

Eigmond Stang S. J.